

Sozial-Zeitung

Neunundvierzigster Jahrgang.

Anzeigen

werden die 6 geplatzten Kolonnen...

erschient täglich zweimal...

Bezugspreis

für Halle vierteljährlich bei postmöglicher...

Bitte unterlassen eingehende Manuskripte...

Herausgeber der Schriftleitung Nr. 1140...

Halle a. S., Donnerstag, 4. März 1915.

Dienstverweigerungen im englischen Landheer und der Marine.

Die Kämpfe um Frazzunjs.

WTB. Berlin, 3. März. Aus dem Großen Hauptquartier...

Nach der bewundernswerten Eroberung des zu einem...

Der ganz bedeutungsvolle russische Erfolg hält mit dem...

Unser Kaiser als Kämpfer Hindenburgscher Waffentaten.

Am 22. Februar hat unser Kaiser Gelegenheit genommen...

„Sagen Sie Ihren Leuten, daß unser Kamerad Hindenburg...

Darauf legten sich die Autos langsam wieder in Bewegung...

Die Dardanellenkämpfe.

T. U. London, 3. März. Die Blätter veröffentlichen in...

Ein Eingriff in die Staatshoheit der Neutralen.

T. U. Kopenhagen, 3. März. Der Korrespondent des...

„E. B. Dem „Hamburger Fremdenblatt“ wird aus Rotterdam...

Bei dem Seetransport von Kitcheners neuer Armee nach...

Die Dienstverweigerung erstreckt sich aber nicht nur auf...

zeigen. Seit Einführung der Lebensmittelsperrung für...

Amerika und Englands Blockadehindung.

T. U. London, 3. März. Die „Times“ melden aus...

England trägt die Schuld.

„E. B. Amsterdam, 3. März. Zu den neuesten Zwangs...

Englische Freiheit.

„E. B. Athen, 3. März. Aus Alexandria wird bekannt...

Die französische Spionfahrt.

T. U. Paris, 3. März. Letzten Oktober ist in Saint Es...

urteilt wurde. Anmehrer wurde in Erfahrung gebracht...

Die Karrier Blätter erzählen, daß die Deutschen Kunde...

Die Ankunft der deutschen Invaliden in Geni.

„E. B. Genf, 3. März. Unter den 250 Schwerverletzten...

Heimkehr der in Paris freigesprochenen deutschen Ärzte.

Wie das „S. T.“ hört, sind die vom Pariser Kriegsgericht...

Der deutsch-französische Invalidenaustausch.

Ein Vertreter der „Bajeler Nachrichten“ wohnte der...

Mit deutscher Ordnung und Disziplin war der Empf...

Stimmungsbild aus dem Abgeordnetenhause.

Während der bisherigen Entscheidung konnte bei den...

# Kennenkampfs Glück und Ende.

Eine Unterredung mit dem gefangenen Seeräuber.

Ein Mitarbeiter des „Secolo“ hat Gelegenheit gehabt, in Petersburg den General Nennentamp, der in Ungnade gefallen und, wie einige wissen wollen, sogar in eine kriegsgerichtliche Unterredung verwickelt ist, bei einer russischen Familie zu treffen und sich mit ihm zu unterhalten. „Der Zufall hat es gefügt“, schreibt der italienische Journalist, „daß ich während eines meiner jüngsten Besuche in Petersburg General Nennentamp in einer Gesellschaft traf. Ich wurde ihm vorgestellt, und ein Generalstabsarzt, eines vierstündigen gedungenen Gehalts mit einem todtrauen buchtigen Schurzhaar, in einem Gesicht, in dem sich die brutale Kraft des Kriegsmannes scharf ausdrückt. Sein Fall schien ihm nicht besonders nahe zu gehen; wenigstens trat er mir gegenüber alles, um mich glauben zu lassen, daß er noch im Besitz seines Kommandos sei. Seine Stimme klingt hart und plump wie seine Rede. Er spricht französisch, aber nicht sonderlich gefällig. Seine ganze Haltung lieh es mir anzunehmen, daß er ein Mitglied der ersten Klasse der Armee sei; dann ich hatte das bestmögliche Gefühl, mich an eine derartige Unterredung zu beteiligen. Ich fragte ihn, ob er die kriegsgerichtliche Unterredung verweigert hat, die ihm in Petersburg angedeutet wurde. Er antwortete mir, daß er sich nicht weigert, sondern daß er die Unterredung mit dem unerbittlichen Richter in Petersburg zu bringen. Erst nach kurzem Bemühen kam die Antwort: „Ja, ich bin hier seit einiger Zeit zu einer Esholung.“ Ich sah zu, als wenn ich von jemandem in den Arm gedrückt worden wäre, und ich sah, daß die kriegsgerichtliche Unterredung nicht stattfinden würde. Ich fragte ihn, ob er die kriegsgerichtliche Unterredung verweigert hat, die ihm in Petersburg angedeutet wurde. Er antwortete mir, daß er sich nicht weigert, sondern daß er die Unterredung mit dem unerbittlichen Richter in Petersburg zu bringen. Erst nach kurzem Bemühen kam die Antwort: „Ja, ich bin hier seit einiger Zeit zu einer Esholung.“ Ich sah zu, als wenn ich von jemandem in den Arm gedrückt worden wäre, und ich sah, daß die kriegsgerichtliche Unterredung nicht stattfinden würde.

wahrscheinlich waren. Da sie aber als Räuber gegen natürliche Leberfälle oder dazu dienen sollten, heimliche Boten hinter meine Front zu drängen, konnte nicht ermittelt werden. Schließlich erhielt ich Beurlaubung vom 1. Regiment des Infanterie, die Tiere zu besorgen, aber möglichst ohne zu lächerlich, da jeder Soldat unterirdisch eine kleine Schieferle des Feindes zur Folge zu haben pflegt. Also Gift, Woher aber nehmen? Der Offizier fragte alle Kameraden nach etwa vorhandenen Ratten: wie Gift aus, suchte alle Häuser der armen in besitzendem Granatfeuer liegenden Stadt ab — ohne jeden Erfolg. Endlich wankte ich Rettung; in der laubigen Ecke einer Speisekammer eines verlassen Hauses fand er ein größeres Gefäß mit eigentümlichen weißen Kugeln. Kapitän war es nicht, das verriet der völlig geruchlose Inhalt. Bei sorgfältigen Abwägen der recht wenig anderen Gefäßes wurde ein Klebettel fahrlässig, auf dem zu lesen war: „Billules Apollo“. Eine erklärende Anmerkung enthielt eine chemische Formel, in deren Abkürzung die Worte:

## Stroganin und Arsenik

enthalten zu sein schienen. Also wirklich ein Gift! Um seiner Sache gewiß zu sein, ludte der Offizier durch Zärtlichkeit und Zurückert eine ältere, etwas rundele Käse an sich, fing sie und fütterte sie schließlich mit einem delikaten Schweinefleisch, in dem eine weiße Kugel verborgen war. Die Käse lag in der Mitte des Zimmers vor ihrem Kopf, als hätte er Bescheid des Vorgesetzten die jungen Kameraden des Vergifters um sie herum. Aber die Kluge Käse ließ die weiße Kugel unberührt liegen. Das war erst ein indirekter Beweis; deshalb ward am nächsten Tage die Sache raffiniert wiederholt. Die weiße Kugel wurde in Spitzstücken zerhackt und diese in einem schönen Stück Speck verteilt. Wieder lag dieselbe Korona lautlos und starr aufpassend aus, das wohl dem Tode geweihte Tierchen herum. Die Käse fraß alles auf! Die Spannung liegt aus, die Käse, ein jeder wollte die ersten Anzeichen des Todesframpes zuerst sehen. Aber — das Verwunderliche letzte sich die Schmause und Töcher, erhob sich gefügig, fröhlich mit wohlgegrünem Rücken an den Ledergarnituren seiner Bank vorbei und setzte sich behaglich schurrend in eine Ecke. Nicht der geringste Umstand ließ auf Krämpfe oder Lähmungserscheinungen schließen. Es war also wieder einmal nichts.

Eines Tages kam zum Besuch eines erkrankten Gaudes ein Veterinär zu dem Offizier, und die Gelegenheit benutzend, zeigte der Veterinär die „Billules Apollo“, ob vielleicht durch eine besondere Behandlung die Dinger als Gift für Hunde Verwendung finden könnten. Der Tierarzt las das Rezept. Seine Antwort war widersprechend: „Wenn die Mischung nicht sehr stark ist, so ist sie wohl imstande, einem Pferde, das man verkaufen wollte, ein recht schönes, glänzendes Aussehen zu geben. Die schwache Lösung der Billules Apollo hilft er, wenn er ganz ehrlich sein sollte, für eines der jetzt so vielfach angepriesenen, ebenbürtigen wie zweifelhafte „Brennmittel“. Vielleicht bebaut diese Flüssigkeit und sein Inhalt den letzten Spottstrom eines alternen Köhlin.“

Lachend erstarrte der Leutnant von diesem Bescheid einem Freund, der besonders eifrig den Vergiftungsversuch verfolgt und allerlei verdächtige Beobachtungen dabei gemacht hatte. Doch der — sah ihn mit großen Augen an, bildete um sich — mit einem Griff hatte er die Käse, mit dem zweiten die Flüssigkeit und den weißen Kugeln. „Ja, das ist die Mischung, die ich Ihnen zeigen will“, sagte er, „Freilich laßt sich das nicht sagen, aber es ist die Wahrheit. „Stroh“ deshalb nehme ich das Käse und die Billules. Bei dem Malfestpositionierung haben wir ja Zeit zum Warten, und da will ich doch mal schauen, ob bei fleißiger Anwendung der Billules Apollo nicht schließlich aus dem Käse eine Spitzigkeit wird.“

## Die toten Straßen von Amsterdam.

Aus Amsterdam schreibt uns unser Korrespondent: Wenn man von der Jodenbawstraat (Judenquerstraße) in Amsterdam den Alleenbergersteig entlang über die Brücke geht, gerät man plötzlich in einen Stadteil, der ausgeschlossen zu sein scheint. Man ist erlaubt, neben einem betriebenen beliebigen Viertel, nur getrennt durch eine Straße, eine Stelle zu finden, die einer Zeit Jahrhunderten verfallenen Stadtecke, ohne jedoch deren Romantik zu behalten. In diesem Viertel liehen gegenwärtig alle, zusammengequetschte Häuser, die die Behörde für unbewohnbar erklärt hat.

Dieser Amsterdamer Stadteil zeigt sich unbewohnbar infolge Anbauarbeit und erscheinendes Gend. Ich habe den Schmutz russischer Städte kennen gelernt, ich habe mich dem Schmutz der Balkanstädte angekeht gefühlt — aber der Schmutz, der hier herrscht, übertrifft jeden, den ich kennen gelernt habe. Das holprige Pfälzer ist mit dem schneidlichsten Unrat bedeckt; in den Gassen fließt eine widerliche Flüssigkeit, und beides verbreitet einen durchdringenden Gestank, mit dem ich ein Geruch nach allem, wurmähnlichem Holz vermischt. Ein Mensch, der die diegelgepöhlte holländische Reinlichkeit lieb und den Geruchlosigkeitsbewahrer aber umgeben und Dörren anzutreten — nur in den Pfälzstädten und Dörfern zu finden (haben) kennen lernen, mit dem Schmutz zu kämpfen haben) kennen lernen, mit dem Schmutz zu kämpfen erleben. Kein Mensch denkt hier daran, eine Säuberung vorzunehmen, und wie die Stadt Amsterdam es fertigbringen kann, den Schmutz, der einen Verberd bildet, mit Gleichgültigkeit unbeachtet zu lassen, ist schwer zu begreifen.

Wälgig unbewohnt ist dieser Stadteil jedoch nicht. Zwischen den Häusern, die zum Teil gefällig sind und alle ein Schild mit der Aufschrift „Donbewoonbaar“ (nicht bewohnbar) tragen, halten sich einige mit nicht weniger Mühe als die anderen aufrecht, die nur zum Teil für unbewohnbar erklärt sind. Entweder sind die oberen Wohnungen unbewohnt und der Gedächtnisbewahrer aber umgeben, als ob sie nicht mehr in Verbindung mit der Außenwelt ständen. Schmutzige Weiber mit zerzaumten Haaren und braunem Gesicht stehen in den Türen und schauen dem Besucher dieser Gassenstraße verdutzt nach. Manche von ihnen haben ihre Finger mit geschwunden, großen Ringen überladen, die nicht immer recht zu sein scheinen. In dem Unrat spielen Kinder der verabschiedeten Rassen. Unter ihnen jähren Hundertkinder, die, orientalische Gesichtszüge und schwarzmerle, große schwarze Augen besitzen. Manche Knaben und Mädchen haben auf den indischen Typ. Alle

find nur mit Lumpen bedeckt, ungewaschen und scheinen nichts anderes als Schmutz zu kennen.

Aus dem oberen Fenster eines der noch bewohnbaren Häuser sieht einige große weiße Lappen ausgehängt. Man fragt sich: „Was können Menschen mit solchem Zeug beschäftigen?“ Daneben hängt ein Vogelbauer. Ich glaube nicht, daß sich in ihm ein Vogel befindet. Er wirkt lieber in einigen Stunden toten. In einem der Häuser, die nicht den geringsten Schmutz aufweisen und deren Fenster wie aus einer Beschleunigung gerammelt sind, steht armelig der Rest der Zahl 1881. 229 Jahre ist dieses Haus alt. Häuser von diesem Alter in deutschen Städten, wie Hannover, Danzig, Lübeck usw., denken noch nicht daran, ihren Dienst anzuhelfen. Das ist ein Beweis, daß in dem alten Amsterdam neben Bauten von künstlerischem Wert auch viel Minderwertiges errichtet worden ist. In einem dunklen Laden verkauft ein alter Jude feilerhaftes Tongeschirr, das die Bewohner dieser Gegend für billiges Geld gern kaufen. Auf einem Backstein trifft man in diesen toten Straßen. Nach meiner Meinung hätte nur ein dem Verbergen näher Mensch von den ausgelagerten Semellen essen können.

Vor einem anderen Laden, in dessen Schaufenster alte Nähmaschinen, Fahrräder vom ältesten Modell und dergl. ausgelegt sind, sieht ich Längere Zeit stehen. Drinnen sah auf einem Korbfuß ein steinalter, bebrillter Mann mit langen, wunderhübschen Silberzähnen und dotierte an einer alten Nähmaschine herum. Ich trat in den Laden ein und knippte mit dem Alten ein Gespräch an. Er erzählte mir, daß er sich noch genau erinnern könnte, welches lebendige Leben früher in diesen Straßen geherrscht habe. 84 Jahre ist er alt, und wenn er auch einmal früher die Stadtgrenze überschritten habe, so habe er doch in diesem Saal, dessen obere Wohnräume ebenfalls unbewohnbar waren, jede Minute seines Lebens zugebracht. So lange er lebe, wolle er noch hier wohnen bleiben. Wie ein Mensch eine solche Gegend niemals verlassen kann und dabei noch 84 Jahre alt wird, ist ein großes Rätsel.

Am Sonntag morgen wird es an der Grenze des toten Stadteiles, an der Ouden Sijp (alten Schanze), die an einer Straße liegt, etwas lebendiger. Dort findet für die Bewohner ein Markt statt, auf dem alte Schuhe, Kleider verkauft werden, wie man sie bei uns auf Schuttbläbellen findet. Das ist nicht übertrieben.

Natürlich bilden die leeren Wohnungen des Rauchs gute Schlafplätze für den Jordan. Es ist überhaupt, des Rauchs wegen, die schlechteste Gegend zu sein, durch die Luftverschmutzung gefahren und in der einen Stelle herrscht, die nur von dem Knaben des morgigen Gebäts und dem Schrei der Katzen unterbrochen wird, die sich hier scharenweise aufhalten.

## Wie sie betrügen!

Unter der Überschrift: „Woh, man betrügt dich“ schreibt die bekannte portolose Pariser Wochenchrift „Le Cri de Paris“ in ihrer Nummer vom 21. d. Ms.:

„Die in unsern Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Soldatenbriefe von der Front sind herabgewogen. Dürfen wir es wagen, zu enttarnen, daß sie des öfteren noch eiten bis zum letzten Jahre gefälscht sind? Ein einziger der Schweiz und Italien her nachhören, die falschen Briefe sind ein Beweis nicht, die Briefe in ihren Umständen von einer Schulmeisterin der Denzimentsbauplatz entzerrten zu lassen und sie den örtlichen Zeitungen zu stellen. Jüngst veröffentlichte das reaktionäre Blatt des Dries aus solcher Schreiben, bei denen der Betrag ignell zu entdecken war. Die eifrige Schulmeisterin hatte vergessen, daß sie Gold war, und von sich im Romanum gelassen. „Sei heutzutage“ — was andere die „Ici reu le bonme du jour.“ Seit dieser Nummer veröffentlicht man keine Soldatenbriefe mehr.“

Weiler erstarrt das Blatt im Anfangs daran: „In den Schaufenstern unserer Pariser oder Brönnaläden kann man unbeschäftigt eine sehr mannigfaltige Auswahl von Postkarten sehen, die an der Front aufgenommenen Photographien darstellen. Anders noch unsere lieben Photographen doch sehr an Klüßchen fehlen, denn auf einer der Karten, die den Titel führt: „General Joffre baut zu, wie ein freundlicher Schillingen in die Luft fliegt“, kann man im Hintergrunde sehr deutlich den verstorbenen Kriegsminister Bertaux erkennen. Auf einer andern Postkarte, die den Titel trägt: „General Manourx verläßt sein Hauptquartier“, hat der Photograph übersehen, daß Herr Fallières sich links in der Ecke befindet.“

Die schließliche Zeitung bemerkt dazu: So weit der „Cri de Paris“ sein Verlangen zu dem französischen Zeite betriebe, im Spiel des Virens, Betrügern und Verleumdern kann nicht überlassen. Er hat nur seinen Wert darin, daß er ein Belgien aus französischem Munde selbst hierzuland ist und die amtliche Verteilung an dieser Betrügerei des Volkes besetzt.

## Kriegs-Allerlei.

Ein Stücken vom österreichischen Jenzor.

Dresden, 3. März. Vor kurzem machte ein unbewachtigter Echter des österreichischen Jenzors die Kunde aus durch die reidtschönen Blätter. Eine Wiener Zeitung hatte am Schluß einer Polemik gegen einen Minister die Frage aufgenommen, was es im Laufe eines solchen Ministers eigentlich aussehe, und hinzuzufügen: „So sieht es aus!“ Der österreichische Minister hatte aber die Schlußfrage nicht gelöst, so daß sich an ihrer Stelle in der Zeitungsumfrage ein leerer Raum befand, auf den dann der Leser die Schlußworte „So sieht es aus!“ besetzen konnte. — Ein Seitenstück hierzu bringt jetzt die Reichsberger Zeitung, die folgende Notiz enthält: „Die Frankfurter Zeitung meldet aus Bern: Die deutsche Gesandtschaft in Bern macht der Schweizer Presse folgende Mitteilungen: In ausländischen Zeitungen sind vielfach ungenehmerliche Angaben über die Zahl der deutschen Kriegsangehörigen in der Schweiz gemacht worden. Demgegenüber wird festgestellt, daß nach den von Frankreich, England und Russland durch Vermittlung neutraler Regierungen dem deutschen Kriegsministerium ungenaueren Angaben bis zum 29. Januar d. Js. gemeldet wurden: In Frankreich sind in der Schweiz 1000 deutsche Kriegsangehörige, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß in dieser Summe eine große Zahl Verwundeter sich befinden hat. Hierzu bemerkt die Frankfurter Zeitung: Die Zahl für Russland dürfte auf einem Irrtum beruhen und ist mit rund anzunehmen.“ Die ganze Geschichte beweist, daß in Österreich, trotz des Weltkrieges, der Jenzor weiterhin aus der alte geblieben ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried Dnd. Druck und Verlag von Otto Pöndel. Sämtlich in Halle a. S.

## Das Spingerel von St. Mihiel.

Von Paul Richard.

An unserer Front zwischen St. Mihiel und Choumont, der vornehmlichsten hagerischen Stellung auf beiden Seiten der Maas, hatten sich in der ersten Zeit

öfters Hundegerietzt. Man hätte sie einfach abziehen können, dann wäre es aber nicht möglich gewesen, herauszubringen, was es für eine Bewandnis mit den auffallend regelmäßig erscheinenden Vierfüßler gehabt habe. Der Stellungskrieg führt oft zu den letztlichen Indierentien; deshalb schien es rätselhaft, der Erklärung nachzugehen, als einfach darauf loszukommen. Durch Schießpostenlinien wurde festgestellt, daß die Hunde ein Katz batten, die sie regelmäßig aufstiegen, Eradikeln zwischen den Infanterien, und daß die Tiere in diesen behelfsmäßigen Unterkünften mit Nahrung